

Michael Herold tritt aus dem Gemeindehaus, drei, vier Schritte auf den Schotterweg hinaus, der sich mit Regen vollgesehen hat, und wartet. Der Blick im markanten Gesicht des 47-Jährigen sucht einen Ruhepunkt, die Stirn liegt in Falten, er ist unruhig. Denn gleich soll um die Ecke der Lutherkirche Radebeul der Freund biegen, den er fast ein Vierteljahrhundert nicht gesehen hat. Einer von vieren, mit denen er im Wendejahr keine 35 Kilometer von hier zu einer verbotenen Reise aufgebrochen war. Nicht in den Westen, wohin sich Tausende im Sommer 1989 abgesetzt haben, sondern in den Osten: tief in die Sowjetunion, bis zum Pik Energie. Die Reise ihres Lebens.

Irgendwann hatten sie alle Berge durch. Im sächsischen Freiberg waren sie mit ihnen aufgewachsen. Erzgebirge, Sächsische Schweiz, Riesengebirge, Hohe Tatra, Karpaten – ein Berggebiet nach dem anderen nahmen sie sich Jahr für Jahr vor. „Und '88 war Schluss“, erzählt Nick Reimer, der heute als Umweltjournalist in Berlin arbeitet. „Die Welt war zu Ende.“

Schließlich war es in der DDR nicht nur verboten, in den Westen zu reisen, sondern auch in den Osten. In die Sowjetunion, wo die ersehnten Gebirgsriesen lagen, durfte man nur auf Einladung oder als Mitglied einer Reisegruppe. Aber als Einzelne unbeaufsichtigt zu reisen – das war im Sozialismus nicht vorgesehen.

Sie waren eine Gruppe von fünf Bergverrückten, alle Anfang Zwanzig, die sich sehnten nach der Weite und den richtigen Bergen. „Wir wollten den Berg, den es nicht gab“, erzählt Reimer. Damals fiel ihm ein Buch mit Gebirgsfotografie in die Hände, nicht die Alpen – aber Hochgebirge: der Kaukasus mit Gipfeln über 5000 Metern. Was Freiheit ist, wusste man damals gar nicht, erzählt einer von ihnen heute, aber beim Blick auf die Gebirgswände in dem Bildband konnten sie es erahnen.

Die Reise bleibt ein Gedankenspiel. Sie erscheint zu riskant ohne Erfahrung im Hochgebirge, Ausrüstung und Papiere. Was, wenn der Staat ihnen als „Republikflüchtlingen“ oder „Spionen“ das Studium verweigert und Reisen verbietet? Also erduldet die Clique die „Rotlichtbestrahlung“ in den Hörsälen und begnügt sich mit den Gipfeln, die sie kennt.

Eines Abends aber, im Fagaras-Gebirge in Siebenbürgen, hört Reimer jemanden hinter sich: „Kann ich mich ans Lagerfeuer setzen?“ Ein Dresdner, ein paar Jahre älter als Reimer. Er erzählt von seinen Reisen ins Tienschan- und Altai-Gebirge. „Da gibt's so Wege. Ich schick' euch mal was.“ Er meint: handgezeichnete Karten, die in der Szene Kultstatus haben. Und er erzählt von einem Schlupfloch, um Osteuropa zu verlassen: dem Transitivum. Das gilt zwei Tage und erlaubt, die Sowjetunion zu passieren. Aber ist man erst mal dort...

Was die schaffen, schaffen wir auch, denken sich die Freunde.

Um die Ecke der Lutherkirche biegt ein Mann mit blonden, halb-langen Haaren, rosa Hemd und Tuch um den Hals. Er ruft: „Der Michael!“ Umarmung, Grinsen. „25 Jahre!“, sagt der eine. „Hast dich gar nicht verändert, ein paar graue Haare“, der andere.

Im Gemeindehaus der Lutherkirche, wo Herold als Kirchenmitglied ein Zimmer für den Diaabend ge-



Berge, so weit das Auge reicht: Die Gipfel der DDR reichten ihnen nicht mehr; es zog sie auf den Pik Energie in Tadschikistan – hier eine Aufnahme vom Aufstieg.

Foto privat

## Ihre Freiheit lag im Osten

Unerkannt im Freundesland: Kurz vor der Wende 1989 machen sich junge Männer aus Sachsen auf zu einer verbotenen Reise. Nicht in den Westen, sondern tief in die Sowjetunion. Nach fast 25 Jahren treffen sie sich wieder. Von Benjamin von Brackel

mietet hat, wartet mit Andreas Friedel der Dritte aus der Gruppe von einst. Kariertes Hemd, randlose Brille, Kurzhaarschnitt. Wieder Umarmung, nervöses Lächeln. Auch den Vierten der damaligen fünf hatte Reimer versucht aufzutreiben, vergeblich. Nach dem Fünftens musste er nicht mehr suchen, das wusste er.

Erstes Abtasten: Was macht die Schwester, der Bruder, die Eltern? Geht ihr noch in die Berge? Als das Licht ausgeknipst wird und der Projektor einen Lichttrichter durchs Dunkel wirft, sind die drei sofort wieder im August 1989.

„Das ist...“, versucht Friedel einen jungen Mann im rosa T-Shirt,

mit Bart und freundlichem Gesicht zuzuordnen.

„Das ist Frank“, sagt Reimer ernst. Für einen Moment surrt nur der Projektor.

„Das ist Frank“, wiederholt Herold.

Im Frühjahr 1989 planen die fünf Studenten die Reise. Sie basteln sich Brustgurte aus Kletterseilen, schreiben einem Dreher in Polen, der Eispickel baut, und beschaffen sich Karten aus Zeichenpapier, die Friedel auf Packpapier abmalt. Auf dem Robotron-Computer schreibt er ein Programm, um die 30-Tages-Visa zu fälschen. Aus dem Sozialversicherungsbuch schneiden sie

mit einer Rasierklänge die letzte Seite heraus, auf der ein Wasserzeichen abgebildet ist, und drucken darauf die gefälschten Visa. Schließlich soll ein 124-Kilometer-Geländelauf in 24 Stunden bewiesen: Wer hat den Willen, das durchzuziehen?

Ein offizielles Zwei-Tages-Visum über die Sowjetunion nach Bukarest bekommen sie ohne Probleme und buchen im Reisebüro die Zugfahrt nach Charkow in die Ukraine. Dort wollen sie sich absetzen. Nur Eltern und Freundinnen weihen sie ein; zu groß ist die Gefahr, dass ein Spitzel im Freundeskreis sie verrät. Die Eltern versuchen noch, ihnen die Idee auszureden, fahren ihre Söhne dann aber am 4. August 1989 zum Bahnhof. Die fünf hieven ihre Dreißig-Kilo-Rucksäcke in den Waggon. Im Gepäck: Würstkonserve, Trockenbrot, Zelte, Baumwollschlafsäcke und Benzinanker für den Kocher.

Die Stimmung ist unbeschwert, aber sie rechnen mit Schikanen. Fürs Erste hoffen sie, dass die Grenzer ihre Steigeisen und Eispickel nicht finden. Kronen und Rubel haben sie vorsichtshalber in ihre Unterhosen gesteckt.

Über Prag fahren sie nach Charkow. Dort steht der Zug nach Usbekistan schon im Bahnhof, er soll am nächsten Tag um zwei Uhr losfahren. Aber als sich zwei der Freunde am Fahrkartenschalter durch die Masse gedrängelt haben, blickt die Beamtin auf die abgelaufenen Visa. „Hier stimmt was nicht“, raunzt sie. „Zur Miliz!“

Sie verlassen den Bahnhof im Eilschritt. Erst Stunden später wagen sie sich wieder in die Halle, aber dieselbe Frau sitzt noch am Schalter. Die Gruppe verliert den Mut. Die Studenten übernachten in einem verwilderten Park. Am nächsten Tag beschließen sie, es drauf ankommen zu lassen, und steigen ohne Fahrkarte in den Zug.

Sie sprechen den Schaffner auf Russisch an, ob er sie mit nach Taschkent nehmen könne? „Er nimmt mich zur Seite – 50 Rubel für alle!“, notiert sich Friedel später in seine Kladde mit der Aufschrift „FAN '89“. Eine Zigarettenschachtel „Kent“ und eine „Grüne Apfel-Seife“ besänftigen den Schaffner, der die fünf auf der Fahrt zu geräuchertem Fisch und Bier einlädt. „Hundert Prozent Moral für alle wieder da“, schreibt Friedel.

Im Abteil der dritten Klasse sind acht Holzpritschen auf drei Etagen verteilt. Alles voller Gepäck, die Fenster klemmen, es ist stickig. Sie fahren über die Wolga, deren Ufer auf der anderen Seite sie erst gar nicht erkennen. 82 Stunden dauert die Fahrt, Tausende Kilometer in den Osten. An riesigen Kornfeldern vorbei, Dörfchen, Laubwäldern. Die Landschaft wird karger, irgendwann zur Steppe, sie kommen an Lehmhäusern vorbei, knorrig, skurril verwachsene Bäume, Jurten und Kamele.

Von Taschkent über Samarkand fahren sie mit dem Bus ins Fan-Gebirge nach Tadschikistan. Dort treffen sie auf die UdF-Szene. Berg-

steiger aus ganz Osteuropa, die „unerkannt durch Freundesland“ pilgern.

Als sie den Pik Energie erblicken, erscheint er ihnen überwältigend und bedrohlich zugleich. Wie ein Pfeil ragt der 513 Meter hohe Berg in den azurblauen Himmel. Das erste Mal in ihrem Leben sehen sie einen Gletscher. Oben trägt er Schnee, wundern sie sich, hier unten haben sie kurze Hosen an.

Drei, vier Tage marschieren sie bis auf 3490 Meter Höhe zum Trüben See, in dem sich die Felswände spiegeln. Die Sonne brennt so stark, dass sie sich Tücher um die Köpfe wickeln. Kein Baum, kein Felsvorsprung. Sie steigen über Schotter und Geröll, die Luft wird dünner. Sie bauen ihr Basislager auf. Abends sitzen sie am Lagerfeuer und blicken in den Sternenhimmel, den sie so klar noch nie gesehen haben.

An den nächsten Tagen steigen sie weiter, testen die Eisschrauben auf einem Schneefeld. Dann nehmen sie zu dritt den Gipfel in Angriff. Mit Seilen verbunden, klettern sie über die Eisfelder, die schrill aufragen. Als sie den Gipfel erreichen, blicken sie sich um: Berge, so weit das Auge reicht. Stille. Sie sind erschöpft und glücklich. Sie haben es geschafft.

Auf dem Rückweg hören sie einen Knall. Und sehen, wie ein Teil des Gletschers abbricht und ins Tal rutscht, dort, wo sie für den Aufstieg geübt hatten. Ihnen läuft ein Schauer über den Rücken.

„Schwein gehabt, Alter!“, rufen sie einander zu.

Im Gemeindehaus wechseln die Bilder auf der Leinwand: ein Eselskarren, ein Bach, über den einer der fünf springt, Felsen, auf denen sie posieren, strahlende Gesichter. „Ich wusste gar nicht, dass Frank tot ist“, sagt Herold mit einem Mal. Er hat es erst an diesem Abend erfahren.

Die Wende hatte die Gruppe auseinandergewirbelt, nach der Einheit verloren sie sich aus den Augen. „Das war nicht ungewöhnlich für die Zeit“, sagt Friedel.

„Aber ich find's trotzdem überraschend: Ihr wart meine besten Freunde damals!“, erwidert Reimer.

„Willst du dich jetzt beschweren?“, fragt Friedel.

Viele folgen dem Versprechen des Westens, andere sind gezwungen zu gehen, weil sie ihre Arbeit verlieren. Familien und Freundeskreise brechen auseinander. „Es war auch eine Wende in Sachen Freundschaft“, erzählt Friedel.

Er geht nach Stuttgart, dann nach Freiburg, leitet das Werk eines Maschinenbauers. Reimer geht nach Berlin, wird Journalist, reist durch die Welt. Herold zieht nach Radebeul und plant in Leipzig und Dresden Trafostationen und Signalanlagen für die Bahn. Die einen, Friedel und Reimer, definieren sich über die Fremde, die neue Heimat, während Herold in Sachsen bleibt, in Radebeul ein Haus baut und vier Kinder großzieht.

Frank Eidner war nach Wien gegangen. Er hatte kein Glück dort, fand keinen Anschluss, keine Freundin, auch seinen Job verlor er. Er kehrte ins Elternhaus nach Freiberg zurück. Bis er es nicht mehr aushält.

Friedel erinnert sich an ihn als einen, der zu allem eine festgefügte Meinung hatte. Wie bei den meisten richtete die sich gegen die Regierung, die ihr Volk einsperrte und die Wirtschaft zugrunde richtete – aber so als Fixpunkt zumindest eine feste Orientierung bot. Die fiel nach der Wende weg, so erklärt es sich Friedel, man musste sich mit einer eigenen Meinung behaupten. Doch die vom Freund wollte keiner hören, schließlich hatte jeder mit sich selbst zu tun. Friedel stellt sich das vor wie mit einem Skifahrer auf der Piste, der in die Wolken gerät und nicht mehr weiß, ob es den Berg hoch- oder runtergeht. „So ging's vielen“, sagt er. „Wer nicht suchen konnte, der hatte es schwer.“

Auf dem Rückweg vom Pik Energie 1989 entscheiden sie sich, mit dem Zug über Prag nach Dresden zurückzufahren. Sie rechnen mit Verhör und Haft. Aber schrecken kann sie das jetzt nicht mehr, nach allem, was hinter ihnen liegt. Die Freunde sind stolz, die Reise geschafft und sich die Freiheit erobert zu haben. Sie haben gelernt, dass die Welt nicht untergeht, wenn man sich an der „Grenze des Unerlaubten“ bewegt. Die Reise hat ihren Blick verändert.

Als sie in Prag in den Zug steigen, merken sie, dass etwas nicht stimmt. Auf der Strecke bekam man sonst nur schwer einen Sitzplatz, erinnert sich Reimer, jetzt stehen sie vor fast leeren Abteilen. „Die gehen alle in die Botschaft“, erzählt ihnen der Schaffner. Seit dem Aufbruch der fünf vor einem Monat ist viel passiert. Was das heißt, können sie in dem Moment gar nicht überblicken. Das Einzige, woran sie in dem leeren Zug denken, sind der saubere Schlafwagen, das fließende Wasser und die Familien, die auf sie warten.



25 Jahre danach: Herold, Reimer und Friedel.

Foto Robert Gommlich

Fortsetzung von Seite 47

## Du darfst bleiben, du musst gehen!

„Der ist mir ins Wasser gefallen.“ Warum er sich keinen neuen besorgt habe? Er habe kein Geld gehabt. Er sei Eisen- und Schrottsammler und verdiene nur zwei bis drei Euro in der Stunde. K. erklärt dann noch, dass alle Beweise, die er für seine Geschichte habe, wesentlich von seinem Smartphone gelöscht worden seien.

„Bis wann haben Sie denn in Bački Monostar gelebt?“ „Ich darf nicht dorthin zurück, man hat gedroht, mich zu töten, wegen dieser Frau!“

Die Stimme von Jochen K. klingt jetzt leicht genervt. „Ich habe gefragt, bis wann Sie dort gelebt haben.“

„Bis Mitte Juli. Meine Eltern sind auch in Deutschland, sie sind

auch bedroht worden wegen mir. Ich würde gerne mit ihnen zusammenleben, geht das?“

Jochen K. sagt, er werde ihm einen Antrag für die Ausländerbehörde mitgeben. Dann setzt er die Befragung fort, was sich als schwierig gestaltet, weil Jasmin B. selten direkt auf Fragen antwortet, sondern meist etwas anderes erzählt, noch dazu oft etwas, das er zuvor schon erzählt hat oder das nichts mit den Gründen für seine Flucht zu tun hat. Mehrfach wird er von K. unterbrochen und ermahnt. So kristallisiert sich aus seinen Aussagen nur sehr langsam und mittels geschickter Fragetechnik heraus, dass Jasmin B. Serbien verlassen hat, weil er dort keine Arbeit hat und weil er von dem Vater und

den beiden Brüdern seiner Freundin – ebenfalls Roma – mit dem Tode bedroht werde.

Obwohl die Familie reich sei, wolle sie Geld von ihm; außerdem werfe sie ihm vor, er habe seine Freundin eine Hure genannt. „Sie mochten mich nicht, weil ich vorher schon dreimal verheiratet war und ihre Tochter noch Jungfrau war.“ Sie hätten einen großen Stein auf ihn geworfen, ihn mit einem Stuhl geschlagen und mit einer Pistole bedroht. „Falls ich zur Polizei ginge, würden sie mich mit einem Messer töten. Ich bin ungeschuldig.“ Zur Polizei sei er aber nicht gegangen, weil die mit der Familie seiner Freundin unter einer Decke stecke. Nachdem seine Freundin abgetrieben habe, habe

sie ihn verlassen. „Ich bereue schon, dass ich sie überhaupt genommen habe. Und so hübsch ist sie auch nicht.“

Also sei er geflohen, mit einem Lastwagenfahrer, der ihn zufällig mitgenommen habe und der zufällig nach Dortmund gefahren sei. „Hier geht's mir gut, ich möchte nicht zurück. Ich bin kein Dieb. Ich habe das mitbekommen, hier gibt's auch Leute aus Serbien, die hergekommen sind, weil sie sich in Serbien langweilen. Aber ich bin nicht so einer. Welchen Grund sollte ich haben, mein schönes Serbien einfach so zu verlassen?“

Als die Anhörung zu Ende ist und Jasmin B. das Zimmer verlassen hat, erklärt Jochen K., dass Jasmin B. voraussichtlich einen negativen Bescheid von ihm bekommen wird. Ein „o. u.“, also „offensichtlich unbegründet“. So wie 99,7 Prozent aller Bewerber, die aus Serbien, Bosnien-Herzegovina

oder Mazedonien kommen. Serbien gilt als sicheres Herkunftsland, und Jasmin B. habe nicht schildern können, dass er wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, politischen Orientierung oder der Zugehörigkeit zu einer be-

stimmten sozialen Gruppe verfolgt worden sei.

Außerdem habe er sich nicht um staatlichen Schutz bemüht, weil er nicht zur Polizei gegangen sei. „Das ist eine rein private Angelegenheit. Und sein Vortrag war



Lager-Kantine: Auch abgelebte Asylbewerber grüßen noch nett.

Foto Lukas Wahl

auf den ersten Blick auch geeignet, mich von seiner Glaubwürdigkeit zu überzeugen.“ Jochen K. denkt, dass Jasmin B. gelogen hat. B. kann gegen die Entscheidung klagen, sobald er den schriftlichen Bescheid in serbischer Sprache bekommen hat. Fast jeder Zweite tut das, aber die allerwenigsten bekommen im Nachhinein noch recht.

Jochen K. nimmt es nicht persönlich, wenn ein Bewerber gegen seine Entscheidung klagt. So, wie er überhaupt Verständnis hat für jeden, der nach Deutschland kommt. „Auch wenn es nur für ein paar Monate ist. Die Leute werden hier gut untergebracht. Ein Mann, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern gekommen ist, hat mal erzählt, dass er von dem Geld, das er spart, wenn er hier in einer Flüchtlingsunterkunft vier Monate auf seine Entscheidung wartet, in Serbien acht Monate leben kann. Ich würd's an seiner Stelle wahrscheinlich genauso machen.“